

(Nachdruck verboten.)

Der Roman einer Verschwörung.

86

Von A. Ranc.

Zus Deutsche übertragen von Marie Kunert.

In demselben Augenblick drang aus einer Nische der Mauer ein heller Lichtschein. Es war Degrange, der die Blendlaterne drehte, die einer ihm aus einer Gruppe von Polizisten, die sich in der Nähe der Thür hielten, gereicht hatte. Auf dieses Signal erschienen drei Gendarmen. Degrange trat herzu.

„Sie hatten Unrecht, zurückzulehren, meine Herren, Sie werden nicht mehr herauskommen.“ sagte er kalt.

Rochereuil und der Abbé suchten sich die Situation zu erklären. Sie blickten abwechselnd Degrange, die Gendarmen und Descoffes an.

„Sie begreifen nicht, meine Herren?“ sagte Degrange.

„Nun, Sie werden schon noch begreifen. Vorwärts, Herr Descoffes, sagen Sie den Herren guten Abend und gehen Sie in Ihr Zimmer. Ihr Nachfolger wird Sie in das Gefangeneregister eintragen.“

So ruhig sie auch scheinbar blieben, so konnten Rochereuil und der Abbé eine innere Bewegung doch nicht unterdrücken.

„Nun ja,“ fuhr Degrange fort, „der arme Vater Descoffes hat sich erweichen lassen. Das hat mir den Vorzug verschafft, Sie heute Abend zu sehen. Sie denken, daß es nicht schwer war, den Streich abzulassen, ha? Man wird Sie in Ihre Zimmer führen und morgen wird der Untersuchungsrichter Sie vernehmen. Gute Nacht, meine Herren, schlafen Sie wohl. Ich könnte Sie nach dem Reglement in strengen Arrest schicken, denn Sie sind bei der Flucht überrascht worden. Aber wozu in Ihrer Lage? Ich quäle die Leute nicht gern zwecklos. Vorwärts, Vater Descoffes! Marsch!“

Descoffes trat an ihn heran und sagte demüthig mit abgezogener Mühe:

„Sie werden doch nicht vergessen, was Sie mir versprochen haben, mein guter Herr Degrange?“

„Das werden wir sehen, wenn es so weit ist, Bursche.“

XXVII.

Rochereuil und der Abbé hatten unbeweglich und mit stolzer Verachtung zugehört. Am nächsten Morgen benachrichtigte Descoffes' Stellvertreter sie zeitig, daß der Herr Untersuchungsrichter sich in das Gefängniß begeben habe und sie verhören wolle.

Degrange hatte Herrn Drault gehörig bearbeitet und ihm den einzuschlagenden Weg vorgezeichnet. Die lange Abwesenheit Rochereuil's und des Abbé war wohl sehr schwerwiegend, aber sie genügte nicht zu einer Verurtheilung. Es galt festzustellen, welches der Zweck dieser Abwesenheit war. Degrange begriff jetzt fast alles. Der Herzog von Neviso hatte ihm eine Depesche des Generalrichters der Armee übersandt, nach welcher fünf Unbekannte in Erfurt gesehen worden waren, die fast unmittelbar nach ihrer Ankunft wieder abgereist waren. Nachforschungen hatten nicht angestellt werden können, weil die französische Armee ihre Stellungen um Erfurt geräumt hatte, die dann von den Verbündeten besetzt wurden. Die Zahl fünf war Degrange aufgefallen wegen des Zusammenstehens mit der Zahl der in Châtelleraut verhafteten Personen, die noch immer in Haft waren. Es war klar, daß diese Leute eine Komödie gespielt und daß sie durch das Benehmen, das sie zur Schau trugen, eine Verhaftung beabsichtigt hatten. Degrange erkannte darin das gewöhnliche Verfahren seiner Gegner, das unveränderlich darin bestand, die Polizei auf eine falsche Spur zu lenken. So gelangte er zu dem Schluß, daß die fünf in Erfurt bemerkten Personen sehr wohl Rochereuil, der Abbé und drei ihrer Gefährten sein konnten, die sich nach dem Hauptquartier der Armee begeben hatten, während fünf ihrer Mitschuldigen den Verdacht von ihnen ablenkten, indem sie sich selbst auslieferten. Aber das waren nur Vermuthungen und ungewisse Schlussfolgerungen. Man brauchte mehr: entweder ein Geständniß der Angeklagten oder aber eine Beweisführung durch ein geschickt angestelltes Verhör.

Degrange rechnete nicht darauf, aus Rochereuil oder dem Abbé etwas herauszulocken. Nur um den Schein der Gewissenhaftigkeit zu wahren, befahl er Drault, sie zu verhören. Das Sprechzimmer der „Heimsuchung“ wurde zu einem Verhandlungsraum für den Untersuchungsrichter umgestaltet. Drault ließ sich dort mit dem Schreiber Ginot nieder. Degrange saß in einer Ecke.

Der Abbé wurde zuerst hereingeführt. Drault lud ihn höflich ein, sich zu setzen, doch der Abbé wies auf Degrange.

„Ist es Sitte, Herr Drault,“ sagte er, „daß die Zeugen bei den Vernehmungen zugegen sind?“

Degrange stand ruhig auf.

„Ich verrete hier,“ sagte er, „Se. Excellenz den Herrn General-Polizeiminister des Kaiserreichs und habe das Recht, hier zu sein.“

„Wenn ich eben eine Bemerkung darüber machte,“ erwiderte der Abbé, „so geschah es aus einem Rest von Achtung für die Gerechtigkeit, den mir bisher noch nichts hatte nehmen können. Im übrigen ist es mir vollkommen gleichgiltig.“

Drault wandte nun alle gebräuchlichen Verfahren an. Er sprach bald drohend, bald salbungsvoll. Er rief den Himmel zum Zeugen an für das warme Interesse, das der Abbé ihm einflößte. Er bedauerte, daß ein so bedeutender Mann, der nach den höchsten Stellen streben könnte, wenn er mit der bestehenden Regierung seinen Frieden machte, sich in so wahnwitzige Unternehmungen eingelassen hätte. Er beklagte den Abbé, weil er unter dem abscheulichen Einflusse Rochereuil's stehe. Er rühmte das rechtliche Denken des Abbé und suchte ihm durch die Behauptung zu schmeicheln, daß man dies in so hohem Grade nicht von jedem sagen könne. Er bot ihm volle Begnadigung an, wenn er nicht etwa seine Freunde demnizirte — von einem Manne wie er würde man dergleichen nie verlangen — sondern wenn er einfach gestand, was ihn persönlich betraf.

Dieser grobe Trick gelingt unter zwanzig Malen einmal.

Endlich schloß Herr Drault im Tone des Mitleids:

„Sie haben sehr Unrecht, Herr Abbé,“ sagte er, „sich so zu kompromittiren. Sehen Sie denn nicht, daß ich mich für Sie interessire? Sie opfern sich zwecklos, Herr Rochereuil hat gestanden, daß Sie zusammen in Erfurt waren.“

Ein neuer Trick, der unter zehn Malen ein Mal gelingt.

Aber der Abbé lächelte nur. Er erwiderte kein Wort, kein einziges während dieses langen Verhörs, das insolge dessen nur ein Monolog war. Drault schwitzte heftig.

Rochereuil gegenüber benahm der Untersuchungsrichter sich anders. Sobald der Gefangene eingetreten war, ging er auf ihn zu.

„Mein Herr,“ sagte er zu ihm, „wir wissen alles. Ihre Anwesenheit in Erfurt im Hauptquartier der Armee ist durch sichere Zeugenaussagen festgestellt. Von Poitiers bis nach Deutschland kennt man ihre Spur. Uebrigens hat einer Ihrer Mitschuldigen von der Armee Enthüllungen gemacht. Sie sind mit dem Abbé Georget und drei anderen Verschwörern, auf welche die Polizei ihre Hand legen wird, nach Erfurt gekommen in der verbrecherischen Absicht, ein Attentat auf die Person S. M. des Kaisers und Königs zu begehen. Was haben Sie zu erwidern?“

„Absolut nichts,“ antwortete Rochereuil achselzuckend.

„O, erlauben Sie, Rochereuil, das Gericht duldet weder eine anmaßende Haltung noch einen unverschämten Ton. Nehmen Sie sich in Acht. Mit einem Manne wie Sie macht man keine Umstände. Wenn Sie sich nicht zu Geständnissen entschließen, werde ich Befehl geben, Louis Rochereuil, der sicherlich mitschuldig ist, sowie Ihre Mutter und die unverehelichte Bezançois zu verhaften.“

Drault sprach den Namen Juliette's mit verächtlichem Lächeln aus. Rochereuil rührte sich nicht. Er sah dem Untersuchungsrichter gerade ins Gesicht und sagte nur:

„Ich bedaure Sie, mein Herr.“

Drault schlug die Augen nieder. Es war überflüssig, das Verhör weiter fortzusetzen. Rochereuil wurde in sein Zimmer zurückgeführt.

Als er gegangen war, machte Drault eine ärgerliche Geste.

„Ja, bei Gott,“ sagte Degrange, „hoffen Sie denn, daß

die Beiden antworten würden? Schließlich, ich werde Louis heute selbst verhaften. Was Juliette betrifft, so ist es besser, sie draußen zu lassen. Und jetzt, Herr Drault, rufen Sie den kleinen, jungen Mann, und Sie wissen, diesmal gilt's . . . !"

Der junge Mann, der nach Rochereuil in das Zimmer des Untersuchungsrichters geführt wurde, war derselbe, der nach der Verhaftung in Chateverault schon ein Verhör gehabt und dabei angegeben hatte, daß er Gérard heiße und Verkäufer in einem Passementeriegeschäft wäre, derselbe, der royalistische Ansichten vortrug. Seit ungefähr drei Wochen war er in strenger Haft, d. h. daß er während dieser Zeit mit niemand anders als mit seinem Schließer verkehrt hatte, und auch nicht ein einziges Mal an die frische Luft gekommen war. Dies war ein geschickt erdachtes System, das auf schwache Charaktere nur zu sehr einwirkt. Der Kopf arbeitet, der Körper ist krank, der Geist unruhig oder gereizt, und der Gefangene so bald auf dem Punkt, wohin man ihn wünscht.

Der junge Mann war sehr bleich, als er vor Herrn Drault geführt wurde. Seine Augen lagen tief in den Höhlen und glänzten fieberhaft. In dem Augenblick als er eintrat und der Schreiber ihm den Stuhl anwies, auf den er sich setzen sollte, stand Degrange auf, pflanzte sich vor ihn hin, schien ihn aufmerksam zu betrachten und sagte, sich zu dem Untersuchungsrichter wendend:

"Das ist er."

Drault that, als ob er in einigen Akten Auskunft suchte, dann begann er nach einem langen, wohl überlegten Schweigen:

"Sie haben die Achtung vor dem Gerichte verletzt. Sie haben uns getäuscht, hintergangen. Sie haben das Wohlwollen, mit dem ich Sie anhörte, verscherzt, und doch wollte ich Sie retten! Ob es noch Zeit dazu ist? Ich zweifle daran."

Der Angeklagte wollte sprechen.

"Unterbrechen Sie mich nicht," fuhr Drault fort, "Sie würden weiter lügen. Ich will Ihnen diese Schande ersparen. Sie können uns nicht länger hinter das Licht führen. Wir wissen alles. Sie heißen nicht Gérard, Sie sind kein Verkäufer, Sie sind endlich kein Royalist. Ihr wahrer Name ist Hizay, Jacques Edouard Hizay; Sie sind geboren in La Ferté Vidame, im Departement Eure-et-Loir; Sie sind der Sohn eines Notars. Weit entfernt davon, Royalist zu sein, haben Sie sich der Vereinigung der „Blauen Brüder“, die jakobinistische und Gleichheitsbestrebungen haben, angeschlossen. Ihre vier Gefährten heißen Richardière, Couchery, Bert und Thouvenin. Stimmt das? Sind wir genügend unterrichtet?"

Die Polizei hatte nach Poitiers zwei Agenten geschickt, die Paris und die Leute von der Opposition sehr gut kannten. Diesen Agenten war es nicht schwer geworden, die Identität der fünf Unbekannten festzustellen, die sie durch ein kleines Loch in den Thüren der Zimmer beobachtet hatten, sodaß die Gefangenen nicht einmal wußten, daß sie konfrontirt und erkannt worden waren.

Drault begann wieder: "Leugnen Sie, daß Sie Hizay heißen? Leugnen Sie, daß Ihre Kameraden Richardière, Couchery, Bert und Thouvenin heißen? Leugnen Sie, daß Sie alle fünf an einem Komplott theilgenommen haben, das den Ansturz der kaiserlichen Regierung zum Gegenstand hat und gegen das Leben des Kaisers gerichtet ist?"

"Nein, mein Herr," sagte der Gefangene mit gesenktem Kopf und ersticker Stimme.

"Gerichtsschreiber, schreiben Sie die Antwort des Angeklagten: „Ich bekenne, daß ich Jacques Edouard Hizay heiße; ich bekenne ferner, daß ich mit den vorher genannten Personen an einem Komplott gegen die Sicherheit des Staates und das Leben des Kaisers theilgenommen habe.“

"Aber, mein Herr," stammelte der Unglückliche, "das habe ich ja garnicht gesagt. Ich gestehe nur ein, daß ich Hizay heiße. Ich habe sonst nichts bekannt."

"Ah, ich verstehe, die Wahrheit ist Ihnen entschlüpft und Sie wollen jetzt alles zurücknehmen. Es ist zu spät: Ihre Eingeständnisse sind und bleiben gewonnen. Gerichtsschreiber, schreiben Sie, was ich Ihnen diktiert habe."

Der Angeredete schrieb, ohne eine Miene zu verziehen.

Der Angeklagte war nicht mehr blaß, sondern grau im Gesicht. Er murmelte:

"Nun werde ich nichts weiter sagen."

"Das werden wir sehen. Uebrigens, wie Sie wollen. Die Strafe, die Sie erwartet, wird dadurch nur härter. Ihre Jugend sprach zu Ihren Gunsten, aber wenn Sie vor Gericht die Haltung eines hartgesottenen Verschwörers annehmen, nun, dann werden Sie auch wie ein solcher behandelt. Sie

haben es sich nur selbst zuzuschreiben. Ich wasche meine Hände in Unschuld. Wollen Sie Ihre Geständnisse erweitern?"

Hizay senkte noch immer den Kopf, seine Lippen bebten. Er bemühte sich, Herr seiner Aufregung zu werden und antwortete nichts.

"Aber Unglücklicher," rief der Untersuchungsrichter aufstehend, "sehen Sie denn nicht, daß ich Mitleid mit Ihnen habe und Sie retten will? Nein, er sieht es nicht", fuhr er fort, sich nacheinander an Degrange und Ginot wendend.

Ginot hob die Augen zum Himmel und Degrange zuckte die Achseln, was bedeuten sollte: "Was ist da zu thun? Man kann ihn doch nicht hindern, sich zu grunde zu richten, da er darauf besteht!"

Ginot murmelte zwischen den Zähnen, doch so, daß er gehört werden konnte:

"Armer Junge!"

Der Angeklagte verlor mehr und mehr die Fassung. Die wiederholten, drängenden Fragen, der ganze Austritt brachten ihn außer sich. Es war ihm heiß und kalt zugleich. Fieberschauer liefen über seinen Körper, und sein Kopf brannte.

(Fortsetzung folgt.)

Zu Theodor Mommsen's 80. Geburtstage.

(30. November 1897.)

Wer jemals den weißen Kopf mit den langen Haaren, den durchdringenden Augen und dem eigenthümlichen Zuge um den Mund gesehen hat, wird ihn nicht mehr vergessen. Man braucht kein großer Physiognomiker zu sein, um auf den ersten Blick zu erkennen, daß dieser körperlich kleine Mann ein großes Jngenum in sich trägt, eine Denkeergie, die auf das Wesentliche losgeht, und eine leuchtende Phantasie, die Gestalten aus dem scheinbar Wesenlosen zu wirklichem Leben erweckt. Wer das Glück gehabt hat, in seiner Nähe zu sein und Blicke in seine geistige Werkstatt thun zu dürfen, der wird von nichts so erkaunt sein, wie von der ungeheuren Schnelligkeit und Treffsicherheit seines wissenschaftlichen Urtheils, die sich nur aus der vollständigen Durchdringung des Wissensgebietes; das er beherrscht, wenn man sich so ausdrücken darf: aus der musterhaften Exaktheit und Ordnung seines Gedankens- und Wissensmaterials, erklärt. Es kann auf dem ganzen Umkreise der einst römischen Erde keine Inschrift gefunden werden, es kann ihm gegenüber keine neue Ansicht genannt werden, ohne daß in diesem merkwürdigen Geiste auch sofort alle überhaupt möglichen Zusammenhänge aufstanken und die wahrscheinlichsten festgehalten würden. Nur dies erklärt die ungeheure Fruchtbarkeit seiner wissenschaftlichen Thätigkeit, die Weite seines wissenschaftlichen Blickes und die ganz einzige Stellung, die er auf dem Gebiete der Geschichtswissenschaft einnimmt.

Zu gleicher Zeit, wie Mommsen sein erstes Schriftchen über die römischen Genossenschaften, seine ersten merkwürdigen Kritiken auf dem Gebiete des römischen Strafrechtes schrieb, in denen man schon die Keime seiner später im Detail ausgeführten Gesamtansichten über römische Dinge entdecken kann, in den vierziger Jahren, begann erst eigentlich Nankel's großer Einfluß auf die historische Methode in Deutschland und war man noch kaum über die Anfänge der Kritik, die Niebuhr in die römische Geschichte eingeführt hatte, hinausgekommen; heute kannte der moderne Historiker vom Fach, Lamprucht, sagen, das Ziel sei, die Erkenntniß der Geschichte des Mittelalters so weit zu vertiefen, wie Mommsen die Erkenntniß der römischen Geschichte vertieft hat — während doch die Methode Nankel's, welche die realen Massenerscheinungen auf Kosten der Durchforschung der Motive der einzelnen als leitend angenommenen Persönlichkeiten vernachlässigte, welche in deduktiver Weise in den „Ideen“ die Triebkräfte der Geschichte suchte, immer mehr, bewußt oder unbewußt, verlassen wird.

Für Mommsen ist es wohl entscheidend geworden, daß er als Jurist seine wissenschaftliche Laufbahn begann, zu einer Zeit, als in Deutschland die Fesseln des Naturrechtes von der Wissenschaft abgestreift worden waren und die historische Methode der Jurisprudenz zum Durchbruche gelangte. Allein die Kenntniß des alten Rechtes scheint ihm als Selbstzweck nicht genügt zu haben; er betrachtete das römische Recht als Abbild des Lebens, das jene so ungeheurer formellen und doch so praktischen alten Römer thatsächlich gelebt haben; er sah es in seiner Ursprünglichkeit und gewann in dem Zustande des Rechtes in jedem Momente der römischen Geschichte einen Durchschnitt der Wirklichkeit, der werthvoller war, als die Fabeln alter und neuer Historiker über nie geschehene Heldenthaten, deren künstliche Deutung nur neue Fabeln an Stelle der alten setzte. Er sah in den später unverständlichen oder mißverständlichen Formen und Rudimenten des älteren römischen Rechtes die sicheren Begeweiser, die zum Verständnisse jener älteren Zeiten hinführten, die auf das Leben des Volkes und seine Wirtschaft hinwiesen. Durch diese Forschungsmethode selbst wurde er zu den Massenerscheinungen hingeführt und konnte die Entwicklung des römischen Staates und Volkes in so überzeugender Weise darlegen, wie er es

in den drei ersten Bänden seiner „Römischen Geschichte“ gethan hat, in seinem populärsten Werke, das durch den Glanz der Darstellung alle historischen Werke deutscher Sprache übertrifft. Und doch hat man ihn gerade nach diesem Werke häufig falsch beurtheilt. Einerseits fiel der Glanz der Charakteristiken eines Scipio, eines Gaius Gracchus, eines Cäsar besonders ins Auge, und oberflächliche Beurtheiler meinten, daß die Einzelpersönlichkeiten zu stark hervortreten: sie übersehen, daß in der „Römischen Geschichte“ jeder noch so bedeutende Mann aus seiner Zeit herauswächst und ein Stück seiner Zeit ist, die in ihm geschildert wird. Andererseits machte man Mommsen zum Vorwurfe, daß er ein Anbeter des Erfolges sei — und auf dieses Schlagwort ist doch die Frage gestellt: welchen anderen Maßstab hat der Historiker, der ehrliebe Historiker, der nicht weifenlose sogenannte ethische Abstraktionen in die Geschichte hineintragen will, als den historischen Erfolg, d. h. nicht den momentanen vorübergehenden, der von der nächsten Welle weggespült wird, sondern den dauernden? Welches andere historische Werthurtheil kann es geben, als eines, das entscheidet, ob die Kraft, die wirksam wurde, in der Richtung der historischen Entwicklung thätig war oder sie zu hemmen gesucht hat? Der Historiker mag Cato einen ehrlieben Mann sein lassen, er wird ihn aber auch mit Mommsen für das Gegenheil eines Staatsmannes ansehen, da er allein nicht verstand, was nachgerade alle Welt um ihn herum einseh, daß sein Staatsideal der Vergangenheit angehörte, und daß die römische aristokratische Republik schon gestorben war, noch bevor ihr der Zäsarismus den Gnadentofß gab. Mommsen hat aber im Zäsarismus ebenso wenig das absolute Ideal des Staates erblickt, als in der römischen Republik: sie sind ihm beide zu ihrer Zeit historisch bedingt und nothwendig.

Ihre Verfassung hat er dargelegt in dem „Römischen Staatsrechte“, dem ersten und wohl auch einzigen, das existirt; denn was früher auf diesem Gebiete geschrieben wurde, waren „Römische Staatsalterthümer“, gelehrte Notizenansammlungen, an deren Stelle Mommsen ein einheitliches System gesetzt hat. Es ist dies das Hauptwerk seiner reiferen Jahre, das die Ideen der „Römischen Geschichte“ vielfach weiter anführt und ergänzt, die Frucht unendlicher exakter Detailforschung, für die sich Mommsen selbst größtentheils erst die Grundlage schaffen mußte, namentlich durch die Schöpfung des großen von ihm organisirten und geleiteten Inskriptionswerkes, der vollständigen Sammlung der an Zahl die 100 000 weit übersteigenden Inskriptionen des Alterthums. Aus diesen unmittelbaren und sicheren Zeugen werden allmählig der ganze komplizirte bürokratische Apparat der römischen Verwaltung, die Organisation des Heeres, die Geographie des römischen Reiches nicht minder, als seine wirtschaftlichen Gebilde, Grundherrschaften und Zünfte rekonstruirt. Auch hier drängt alles nach der Beachtung der vielen kleinen Einheiten, aus denen sich die große Mehrzahl zusammensetzt. Auch hier hat Mommsen die Hauptsache selbst gemacht, die Grundsätze selbst aufgestellt, die anderen zur Arbeit angeregt. Heute kann niemand auf dem Gebiete der römischen Geschichte arbeiten, ohne von Mommsen bewußt oder unbewußt geleitet zu werden, ob es sich nun um die dunkle Sagenzeit oder um die Zeit der Ferkung des römischen Reiches, ob es sich um den Ursprung der alt-italischen Sprachen oder das späte Kaiserrecht, um Chronologie oder Wirtschaftsgeschichte, um Münzen oder Inskriptionen oder schriftstellerische Quellen handelt. Deshalb konnte ein französischer Gelehrter mit Recht sagen: „Deutschland hat allen Grund, besonders stolz auf ihn zu sein; aber er gehört in gewissem Sinne auch den anderen Nationen. . . Wer immer in der ganzen Welt sich dem Studium des Alterthums widmet, gehört zu seinen Schülern und ist ihm zu Dank verpflichtet.“ Die Bibliographie seiner Bücher und Aufsätze, die zu seinem 70. Geburtstage erschienen ist, zählt schon beinahe 1000 Nummern; im letzten Dezennium werden wohl noch einige hundert dazugekommen sein — und keineswegs die wenigst werthvollen. Wir hoffen, daß er das zweite Tausend seiner Schriften und das hundertste Jahr seines Lebens vollenden wird. Denn das Greisenalter, das anderen zum Fluche, wird diesem Manne der eisernen Körperlichen und geistigen Gesundheit zum Segen: denn er bleibt ewig jung, und in seinem Lebensalter, in welchem andere der wohlverdienten Ruhe pflegen, trägt er noch den mühsam Nachteilenden das Banner der Wissenschaft voran. Und, wir sind dessen sicher, auch der Exzellenz-Titel, der seinem Namen angehängt wurde, wird ihn nicht altern machen und soll ihn auch nicht trümen; denn für Mit- und Nachwelt ist und bleibt er: **Theodor Mommsen** — ganz ohne Exzellenz. — H.

Kleines Feuilleton.

— Der Markt von Tanaisi. Wie der „Globus“ mittheilt, ist der größte Markt, der gegenwärtig in nubischen Sudan am Nil abgehalten wird, jener von Tanaisi. Es ist ein Ort, den man noch vergeblich auf den Karten sucht; er liegt etwa 10 Kilometer unterhalb Merawi, da, wo der 32. Grad östl. L. den Nil schneidet, also innerhalb der Region, die erst seit kurzem von den Egyptern den Mahdisten wieder entrisfen wurde. Ein Berichterstatter, welcher unter dem Schutze der ägyptisch-englischen Streitmacht den Markt, welcher an jedem Dienstag abgehalten wird, besuchte, bezeichnet ihn als den gegenwärtig wichtigsten Austauschpunkt zwischen europäischen und sudanesischen Erzeugnissen in jener Gegend. Er liegt hart am Rande der Wüste, wo der Kulturraum des Nil zu

Ende ist, unter einem Azazienhain. Aber nicht als eine feststehende Ortschaft darf man sich diesen Markt vorstellen, sondern als eine Reihe von Gassen aus Hütten und Ständen, zu denen das Galfagras den Stoff liefert. In diesen Hütten liegen die Waaren zum Verkauf aus, während die zu Markt gebrachten Heerden von Rindvieh, Schafen, Ziegen, Kameelen und Eseln außerhalb des Hüttenortes in der offenen Wüste zum Verkauf stehen. Bis vor einem Jahre war Tanaisi auch ein bedeutender Sklavenmarkt; doch das ist natürlich mit der Herrschaft der Mahdisten in dieser Gegend vorbei. Die Leute kommen trotz des Kriegszustandes aus großer Entfernung nach Tanaisi, und man kann alle Rassen des Niltalles hier vertreten sehen, die zwischen den Egyptern und den Schwarzen des Blauen und Weißen Nils wohnen. Das europäische Element ist durch die Griechen vertreten, welche dem ägyptischen Heere folgen und so gleich, wenn von diesen ein Ort erobert ist, dort einen Laden und eine Sodawasserfabrik errichten. Was die zu Markte gebrachten Waaren betrifft, so stehen Manchesterstoffe in guter Nachfrage, daneben deutsche Eisen- und Messerschmiedewaaren, ferner Matten, Schuhe, Irdenwaaren, Leder von einheimischer Arbeit. Für die Weiber findet man bunte Tücher, Pantoffeln, Riechfläschchen (aus Frankreich), Näherwerk, Süßigkeiten und Bernsteinperlen. Aus dem Lande kommen Körnerfrüchte, Pfeffer, Gewürze, Zucker, schwarzes Salz aus den Salzlagern der Wüste und Flaschen voll Sembutter. Der Marktfrieden wird völlig ansrecht erhalten unter dieser bunten, aus allen Eden zusammengeströmten Menschenmasse, unter denen man nicht wenig ehemalige mahdistische Krieger an deren Uniform erkennt. Unter den Wüstenstämmen sind die Kababich, Gassanis und Schaalin am stärksten vertreten, die alle mit Schild, Lanze und Schwert bewaffnet erscheinen. —

Theater.

Im Neuen Theater wurde am Sonnabend gegen alle Gewohnheiten unseres Publikums das Lustspiel eines Franzosen ohne Widerrede, ja ohne lebhaftere Erregung für und wider, so energisch abgelehnt, daß die Komödie sofort abgesetzt wurde. Und doch ist das satyrische Stück „Die Ehrenwerthen“ von Janvier künstlerisch ehrlicher gemeint, als viele der französischen Komödien aus jüngster Zeit. Eine lange Todtenrede soll hier nicht gehalten werden. Das französische Theater muß aus der Enge, in die es gegenwärtig geklemmt ist, sich befreien können. Sonst verödet es völlig. Der erbärmliche Lokalschauvinismus müßte gebrochen werden; die Pariser Autoren müßten einsehen, was sie von Fremden zu lernen vergessen haben; und ferner müßten sie endlich einmal auf anderen sozialen Gebieten sich umthun, als auf den ewig gleichen, auf denen die Männer nichts zu thun haben, als ihre Gelder zu verzehren und die Frauen nichts weiter sind, als galante Geschöpfe. So lange schon hat die Baronin Ferrandoille ihren ispelhasien Gatten mit dem Professor Verrier betrogen, daß das Verhältniß in den Augen der Gesellschaft bereits ehrenwerth ist. Die ehrenwerthe Baronin und ihr Liebhaber werden sogar feierlich eingeladen, der Eröffnung eines Mädchenpensionats als Ehrengäste beizuwohnen. So heiligt die langjährige Gewohnheit auch den Ehebruch; und schließlich legt die Baronin ungleich mehr Gewicht darauf, daß zwischen ihr und ihrem Verhältniß alles in Ordnung bleibe, als auf das, was zwischen ihr und ihrem legitimen Gatten passiert. Dieser satyrische Grundgedanke wird mannigfach erörtert, manchmal gar zu absichtlich, manchmal witzig und fein. Was nicht das alles. Man hat sich an den Pariser Sachen den Magen verdorben. Die Darstellung trägt an dem Durchfall keine Schuld. Fräulein Bertens faßte die gefährliche Gestalt der ehrenwerthen Baronin sogar sehr geistvoll auf. —

Das Bellealliance-Theater brachte am Sonntag seine erste eigentliche Novität „Fendalherren“ von W. v. Kleißner. Ein Seitenbild nennt der Verfasser seine Komödie. Schade, wiederum ist ein interessanter Stoff dilettantisch verthan. Man denke sich einen deutschen Feudalherrn, der plötzlich in ein Land versetzt wird, in dem die Leute wie Halb wilde leben. So geht es Herrn v. Höchstfeld, als er nach Kroatien kommt, wo ihm ein Großgrundbesitz als Erbe zugefallen. Wie dieser Mann junkerlich stramm organisiren will und daran scheitert, daß er sich nicht bemüht, Art und Wesen des fremden Volks zu begreifen, das gäbe eine ganz prächtige Satire, die durch Reize ethnologischen Charakters eine besondere Würze erfähre. Leider ist der Verfasser von jenem harmlos wienerischen Geiste voll, der heilbeide nichts von Bitterkeit wissen will, und so bleibt es im Grunde beim kindlichen G'spaß. Der deutsche Baron läßt sich ein Telephon einrichten und die Bauern glauben, es sei der Teufel. Er läßt sich landwirthschaftliche Maschinen kommen, und das war ein Schildbürgerstück. Denn dort giebt es keine große Lastwagen, und die Wege sind so schlecht, daß man die schweren Maschinen auch dann nicht nach dem Gutshof befördern könnte. Und Aufklärung darf's nicht geben, meint Psarver Adam. Sollte da ein Aufwiegler, etwa ein Agrarsozialist kommen, so soll der Stock über seinen Rücken laufen. Der Bauer muß dumm bleiben, will er auf Erden glücklich sein. — Es ist natürlich schwer zu kontrolliren, ob solche Zustände in fernem Kroatien möglich seien. Gewiß ist nur, daß man sie nicht als genuinlich lustig empfinden kann, wie der Verfasser in seiner eigenen Gemüthlichkeit sich eingebildet hat. Was sonst an Liebes- und Lieutenantsgeschichten vorkommt, ist Schönthun — stark verwässert, und das will was sagen. Das Publikum muß sich riesig

geschenkt vorgekommen sein, und so erhaben über die Dummheit kroatischer Bauern, daß es schon aus Stolz über seine großstädtische Wissenschaft lebhaft in die Hände klatschte und dem Dilettantismus also zu einem Siege verhalf. —

— Sudermann's „Johannes“ ist, wie der „Ez.“ mittheilt, seitens des königlichen Hausministeriums freigegeben worden. Der Bescheid besagt, Sudermann möge sich noch mit dem Polizeipräsidenten ins Einvernehmen setzen. —

Kunstgewerbe.

o- Im Lichthofe des Kunstgewerbe-Museums sind für mehrere Wochen Zeichnungen und kunstgewerbliche Arbeiten ausgestellt, die sehr viele Kunstfreunde nach dem bunten Hause in der Prinz Albrechtstraße locken werden. Ist doch zum ersten Male das modernste Kunstgewerbe in der staatlichen Anstalt vertreten, und zwar durch Otto Schumann, der zu den Bahnbrechern und zu den Schöpfern des neuen Stiles gezählt werden muß. Seine erste zeichnerisch hervortretende Arbeit soll ein Dornenornament gewesen sein, das in der Kunstzeitschrift „Pan“ veröffentlicht wurde. Weiteren Kreisen wurde Schumann durch seine Handzeichnungen und Skizzen in der „Jugend“ bekannt. Sie sind zum theil mit ausgestellt und offenbaren seinen außerordentlichen Geschmack, wie alle anderen Arbeiten. Sein Vorzug besteht darin, daß er seine Ornamente nach Blumen und Pflanzen bildet und nicht, wie leider noch die größte Menge der heutigen Kunstgewerbler, sich an dem Schnitzeltram todter Stile nährt. Doch ist er über die Stufe des kleinlichen Nachbildens der Natur schon hinweg, die es meist nicht versteht, die Formen der Geräthe organisch anzufüllen und zu schmücken. Mit einer schier unerlöschlichen Phantasie stillt er die Motive, die ihm die Natur in reicher Fülle giebt. Sein Vortrag ist dabei sehr einfach und seine Linien entbehren trotz einer gewissen Weichheit der Kraft nicht. Nirgends bemerkt man ein zuviel oder zuwenig. Mit welchem Schwung sind z. B. die Zierbüchstablen hingeworfen und auf andern Blättern Winde, Alpenveilchen, Storchschnabel u. a. angewendet. Selbst bei den Arbeiten in Schmiedeeisen, deren Technik dem Künstler noch schwerfällt, macht sich ein Hang zu weichen, eigenartigen Formen wohlthuend bemerkbar. Die Wandteppiche, in verschiedenen Webeschulen ausgeführt, brechen mit den eckigen Formen der Teppiche und dem binten Figurentram der Gobelins, indem sie landschaftliche und pflanzliche Motive voller Stimmung zeigen. Die ausgestellten Bilder beweisen wohl, daß Schumann auch ein Maler voller Empfindung ist, doch ist er dort nicht der Erste, wie im Kunstgewerbe. Hoffentlich erlärst seine Phantasie nicht in der offiziellen Luft, in der er jetzt lebt.

Von den andern Ausstellern ist wenig zu sagen. Die Holoff'schen Treibrarbeiten zeigen mit Ausnahme des kupfernen Wandtellers nichts Neues, Hervorragendes, trotz ihrer vollendeten Technik. Das gleiche ist von den Stickereien der Frau Seliger zu sagen, die außerdem an der Ueberfülle der Motive leiden. Die dekorativen Zeichnungen des Herrn Seliger sind tüchtig, ohne Anspruch auf Eigenart zu machen. —

Aus dem Pflanzenleben.

— Anwendung der Elektrizität in der Gärtnerei. Nach in Frankreich angeführten Versuchen läßt sich die Elektrizität sowohl zur Beschleunigung des Keimprozesses, als auch des Wachstums der Pflanzen verwenden. Nach Versuchen von Professor Decandolle keimten Samen von Weizkohl, Wiesenkle, Kohlrüben und Gerste, nachdem sie mit Wasser vollgezogen und in ein Gasrohr gebracht waren, durch welches ein Induktionsstrom kurze Zeit geleitet wurde, schon nach 24 Stunden um 30 pCt. mehr, als nicht elektrifizierte Samen. Wie die „Jl. landw. Jtg.“ ferner einem Berichte von Bailen entnimmt, haben in Frankreich in größerem Maße angestellte Versuche, die Frühgemüsezeit in Mistbeeten und Gewächshäusern durch elektrische Beleuchtung während der Nacht zu beschleunigen, bei verschiedenen Pflanzen sehr verschiedene Resultate ergeben. So wurde das Wachstum des Salates durch Bogen wie Glühlicht sehr beschleunigt. Dagegen erwies sich die elektrische Beleuchtung für Radieschen, Erben, Mohrrüben, Spinat und Blumenkohl unnütz, zum theil sogar schädlich. Durch die Einwirkung besonders der Bogenlampen auf den Salat wurde für jede Ernte eine Woche an Zeit gespart. —

Geologisches.

t. Aus dem Bogtländischen Erdbebenherde kommt die interessante Nachricht, daß das Auftreten von Erdstößen allerorten vorzugsweise in den Vormittagsstunden zwischen 8 bis 11 Uhr verspürt wurde. Die Beobachtung, daß nicht alle Tageszeiten für den Eintritt von Erdbeben gleich günstig sind, ist durchaus keine Neuigkeit, es ist vielmehr unter den Erdbebenkundigen geradezu bereits zu einem Dogma geworden, daß Erdbeben morgens immer häufiger sind als nachmittags. Ferner nimmt man an, daß die täglichen Wechsel in der Häufigkeit der Erdbeben mit der täglichen Veränderung des Luftdrucks zusammenhängen. Der in der Wissenschaft wohlbekannte englische Erdbebenforscher Davidson, dem wir übrigens auch eine werthvolle Arbeit über Erdbebengeräusche verdanken, beschäftigte sich kürzlich mit der Untersuchung der Frage nach der täglichen Periode von Erdbeben, indem er sich hauptsächlich auf die Angaben der Apparate in Japan und auf den

Philippinischen Inseln stützte, welche Landgebiete bekanntlich beide zu den erdbebenreichsten Stellen der Erdkruste gehören. Davidson kommt zu folgenden Schlüssen: Die Häufigkeit der Erdbeben ist in der That über die Tageszeit nicht gleichmäßig vertheilt, sondern läßt eine tägliche Schwankung erkennen. Im Laufe gewöhnlicher Erdbeben erreicht die tägliche Periode ihr Maximum gewöhnlich zwischen 10 und 12 Uhr vormittags, d. h. um diese Tageszeit sind Erdstöße von mittlerer Stärke am häufigsten, außerdem ist noch zwischen 9 Uhr abends und Mitternacht eine größere Häufigkeit als an den übrigen Tageszeiten zu verzeichnen. Wahrscheinlich ist es, daß diese Regeln mehr für schwache Erdstöße gelten, obgleich in dieser Beziehung die Beobachtungen noch ungenügend sind. Sehr auffallend ist die tägliche Schwankung bei denjenigen Erdstößen, welche auf große Erdbeben folgen und dieselben gewissermaßen beschließen; bei diesen Nachzitterungen ist die größte Häufigkeit gewöhnlich einige Stunden vor Mitternacht. Davidson hält es für nicht unwahrscheinlich, daß bei gewöhnlichen Erdstößen die tägliche Schwankung hauptsächlich von der Windstärke zu den verschiedenen Tageszeiten abhängt, während diejenige der Nachzitterungen nach heftigen Erdstößen mehr eine Folge der Veränderungen des Luftdruckes ist. —

Humoristisches.

— Nachtwächtersprüche. (Aus „Stundenruhe und Lieder der deutschen Nachtwächter“. Zusammengestellt von Josef Wichter. Regensburg, Nationale Verlagsanstalt, 1897.) Zu Hof in Bayern da hatten sie einen Nachtwächter, und der sang:

Hört, ihr Herrn, und laßt euch sog'n:
Ich hab' mei Hemd heut naß an'sog'n;
Drum laßt es euch zur Warnung sein:
Wer nur eins hat, der weich's nicht ein.

Und ein anderer in Steiermark:

Ihr Herr'n und Frau'n, laßt euch sag'n:
Der Nachbar hat sein Weib beim Krag'n;
Schaut's aufs Feuer und aufs Licht,
Daß er's nit gar derwürgt!

Die Thurmuh zu Dingoda war einmal nicht aufgezogen. Da sang der wackere schwäbische Wächter:

Hört, ihr Leut', und laßt euch sage:
Unser Glock' hat gor nix g'schlage!
's woiß loi Sau, wie d' B-it daß ischt,
Standet uf, wenn's Tag ischt!

In einem Orte Steiermark's sang der „Nachtwächter-Stellvertreter“:

Alle meine lieben Herren und Frauen, laßt's ent sag'n:
Der Hammer, der hat zwölf Uor g'schlag'n;
Der eigene Wächter ist nicht zu Haus,
Er sitzt beim Bräuer die Göbel (Krautköpfe) auß. —

Vermischtes vom Tage.

y. Seit zwei Jahren hält sich in Cuxhaven auf dem Gewese eines Einwohners eine flügellahme Störchin auf, die als durchaus gutartige Spielgenossin der Kinder gern gebuldet wird. —

— Bremen, 29. Nov. Die Rettungsstation Mellneraggen telegraphirt: Am 29. November von dem nahe der Nordmoole zu Memel gestrandeten deutschen Schoner „Gruß“, Kapitän Jensen, 4 Personen durch das Rettungsboot der Station gerettet. —

y. An einer Bauernhochzeit, die unlängst in Beygen bei Berden gefeiert wurde, haben reichlich 800 Personen theilgenommen. —

— In München ist die Aufführung des Volksstückes „Der Dorflump“ polizeilich verboten worden. Das Stück behandelt den Kampf des Bauernstandes mit dem Feudaladel um den Waldbesitz. —

— In Verviers (Belgien) sind mehrere Fabriken niedergebrennt. —

— Cardiff (England), 29. November. Heute ist hier die Nachricht von dem Untergange des Cardisser Dampfers „La Barroude“ eingegangen. Der Dampfer ist bei Lundy von einem großen Segelschiff überrannt worden. Ein Rettungsboot mit 12 Mann ist von einem norwegischen Schooner hier eingebracht worden; ein anderes Rettungsboot mit dem Kapitän, dem zweiten Steuermann und 3 Matrosen wird vermißt. —

— Adam und Eva im Londoner Schulrath. Der neue Londoner Schulrath hat Adam und Eva in seiner Mitte, aber nicht als Männlein und Weiblein, sondern in der Gestalt von zwei Evastöckern: Miß Adams und Miß Eve. Beide Damen sind sehr eifrige Progressiven, wie übrigens, mit einer Ausnahme, alle weiblichen Mitglieder des Rath's. —

— Die seit einigen Wochen in Bukarest herrschende Typhus-Epidemie ist noch immer im Zunehmen begriffen. —